

Sprachbeobachtung

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **57 (2001)**

Heft 5

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Nicht übel»

Den jungen, angehenden Künstler, der soeben erstmals eine Klaviersonate von Mozart vorgetragen hat, bedenkt man etwa mit dem Kommentar «nicht übel». Das schmälert zwar ein wenig das Ausmass des Beifalls, enthält jedoch eine Form der Bewunderung, die den Fähigkeiten eines Nachwuchstalents durchaus angemessen erscheinen mag. Setzt man noch ein «nicht unbegabt» hinzu, äussert sich darin ein verhaltenes Lob, allerdings mit dem Vorbehalt, dass man zunächst einmal abwarten muss, was sich noch daraus entwickeln wird.

Es erscheint mir *nicht unwichtig*, anhand dieser Beispiele darauf hinzuweisen, dass es sich bei diesen rhetorischen Figurationen um eine Ausdrucksabschwächung durch doppelte Verneinung handelt, die man in der Sprachwissenschaft als *Litotes* bezeichnet.

Litotes stammen dem Namen nach aus dem Griechischen. (Ein Gräzist hat mich denn auch darauf aufmerksam gemacht, dass der Plural *Litotetes* laute; Duden gibt allerdings als Pluralform *Litotes* an. Ich erlaube mir, dem Duden zu folgen.) «Litotes» bedeutet: Geringfügigkeit, Schlichtheit. Mit anderen Worten: Man macht etwas kleiner im Gehalt, um damit eine grössere Wirkung zu erzielen. «C'est l'art d'exprimer plus en disant le moins», wie André Gide gesagt hat, worauf ich beim *nicht unbedeutenden* Romanisten Harald Weinrich gestossen bin. Und Jankélévitch teilt uns in seinem *nicht uninteressanten* Essay über die Iro-

nie mit: «La forme naturelle de l'ironie est la litote», weil sie auf ihre Art das genaue Gegenteil zur Emphase darstelle, die in ihrer grosssprecherischen Übertreibung doch nur Wind erzeuge.

Es bedeutete für mich *keine geringe Überraschung* (das hyperbolische, «grosssprecherische» Gegenstück dazu wäre die *Riesenüberraschung*), Litotes bei den besten Autoren anzutreffen, angefangen bei Cervantes, Lawrence Sterne, Jean Paul bis zu Thomas Mann, einem Meister dieses Genres, «was ihm über alles Vermuten nicht schlecht bekam», wie es in den «Buddenbrooks» so schön heisst.

Wir sind *nicht abgeneigt*, in der ironischen Umschreibung durch Litotes die Möglichkeit zu erblicken, einen Sachverhalt behutsam anzugehen. So käme es mir etwa *nicht ungelegen*, wenn diese oder jene Veranstaltung nicht stattfände, so dass ich genügend Zeit hätte, mich mit Sinnvollerem zu beschäftigen, denn ich bin *nicht unglücklich* darüber, dass mir damit ein fragwürdiger Genuss entgeht.

«Der Sieg der Gastmannschaft war *nicht unverdient*»: das ist das einige Selbstüberwindung kostende Eingeständnis, dass die anderen einfach besser waren. Ich halte es für *nicht unwahrscheinlich*, dass hinter den angeblich doch verkleinernden Litotes eine ganze Menge uneingestandener Anerkennung steckt, die man anders schwerlich über die Lippen brächte; so eine Art abschätziger Bewunderung.

Zu den markantesten Litotes helvetischer Prägung zählt die manchmal fast als Stosseufzer hingeworfene Antwort auf die Frage nach dem Befinden: «Danke, me cha nöd chlage!», nur um nicht zugeben zu müssen, dass es einem doch gut gehe. Man könnte sich sonst ja noch den Neid der anderen zuziehen!

Auch wenn es mir *nicht unwesentlich* erscheint, dass wir frank und frei miteinander reden, meine ich, die Litotes seien doch *nicht zu missachten*. Durch das Salz der Ironie bringen sie ein wenig Farbe und Abwechslung in die Rede; sie galten in der klassischen Literatur *nicht umsonst* als Kennzeichen einer verfeinerten, differenzierenden Ausdrucksweise.

Peter Heisch

Sprachliche Lautmalereien

Hören lassen, was man hört

Papageien ahmen die Laute nach, die sie hören. Menschen auch. Kinder haben Spass daran, das Miauen der Katze nachzuzahlen, das Meckern der Ziege, das Wiehern des Pferdes; und so sind eben die Wörter «miauen», «meckern» und «wiehern» in die Sprache gekommen. Es sind lautmalende oder onomatopoetische Wörter. Ein erheblicher Teil der Sprache besteht aus Lautmalerei. Da gackern die Glucken, schnattern die Enten, quaken die Frösche, schilpen die Spatzen, zirpen die Grillen. «Kuh» reimt sich auf «muh», und beide Wörter haben ihren Ursprung in der Nachahmung des Lautes, den dieses Tier von sich gibt. Ebenso verhält es sich mit dem Heulen der Eulen; das Krähen gab den Krähen ihren Namen, und aus dem gleichen Grund heissen die Raben Raben. Wenn man diese Wörter ausspricht, dann lässt man hören, was man hört.

Es müssen nicht immer Tierlaute sein, aus denen wir Wörter machen. Die Menschen hören ja vor allem sich selber zu, wenn sie etwa keuchen und schnaufen

und schnarchen und schneuzen und schmatzen und schnupfen und schlürfen. Oder es handelt sich um noch deutlicher hörbare Laute; dann trällern die Menschen oder jodeln oder kichern oder schreien oder kreischen oder brüllen. Oder das Geräusch entsteht, wenn jemand lispelt oder wispert und flüstert, murmelt und brummt oder knurrt. Man kann auch die eigenen Schritte hören beim Tappen und Stapfen und Schlurfen. Viele lautmalende Wörter haben zudem feine Abwandlungen, wie «trappen», «trappeln», «trapsen», womit man Nuancen ausdrücken kann.

Das meiste, was man hören kann, wird in unserer Sprache durch ein lautmalendes Wort wiedergegeben. Alles, was da klingt oder hallt und schellt und schallt; was da knallt und kracht oder rattert und knattert oder rasselt und prasselt oder klirrt und schmettert und scheppert oder pocht und klopft und poltert. Unsere Sprache ist sehr modulationsfähig und passt sich jedem Geräusch an, ob da nun etwas zischt oder faucht oder platzt oder plumpst oder bimmelt oder klappt und rappelt oder schnurrt und surrt